Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus

Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege

Band: 75 (1981)

Heft: 7-8

Artikel: Joseph Abileah - Friedenskämpfer in Israel : bei den Arabern so beliebt wie bei den Juden ; Gespräch mit Joseph Abileah

Autor: Forest, James H. / Abileah, Joseph

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-142918

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

JAMES H. FOREST

Joseph Abileah – Friedenskämpfer in Israel

Bei den Arabern so beliebt wie bei den Juden

Joseph Abileah, Geiger und Gründer des Symphonie-Orchesters Haifa, ist wohl der älteste und erfahrenste Motorradfahrer von Israel. Man sieht ihn täglich auf den steilen und geschäftigen Straßen von Haifa, oft mit einem Passagier auf dem Soziussitz und einem zweiten im Beiwagen, allerlei erklärend und dahin und dorthin zeigend. Im frischen Wind ist er viel mehr zu Hause als im geschützten Wagen.

Kaum ein kleines Kind hat strahlendere Augen als dieser silberhaarige Veteran, der sich seit mehr als einem halben Jahrhundert mit den Problemen des Nahen Ostens herumschlägt. Ich bin selten jemandem begegnet, der so zuversichtlich glaubt, daß es eine geheime Kraft gibt, die Feigen an Dornen wachsen läßt: daß es trotz so viel Mord, Furcht und Haß eine realistische Lösung für den Nahen Osten gibt. So viel Hoffnung nach ungezählten Rückschlägen zu haben, ist eine wunderbare Gabe. Diese verleiht ihm die Kraft, der Gesellschaft für Nahostkonföderation, die er gründen half, als Sekretär vorzustehen.

Meine wachsende Bewunderung für Joseph Abileah wird von Yehudi Menuhin geteilt, wie ich kürzlich entdeckte. Er beschreibt Joseph in einem wunderbaren Abschnitt seiner Autobiographie «Die unvollendete Reise». Joseph, sagt er, «ist stark in seinen Ueberzeugungen und doch sanftmütig, mutig, und doch nicht mutig im üblichen Sinn, denn er tut einfach, was er tun muß ... Er spricht Arabisch so gut wie Hebräisch, er ist bei den Arabern so beliebt wie bei den Juden, er ist ein realistischer Idealist und sucht selbstlos Lösungen für andere; er arbeitet unermüdlich, um die Menschen von ihrem blinden Nationalismus abzubringen und für Ziele allgemeiner Menschlichkeit zu gewinnen. Er gründet Einsatzgruppen von Jungen und Mädchen aus Israel, um den Arabern ihre durch Waffengewalt zerstörten Häuser wieder aufzubauen. Hätte ich den Friedensnobelpreis zu vergeben, er wäre sein.»

Im Juni 1980 reiste ich nach Israel, um Joseph Abileah zu besuchen, sowie auch einige andere, die ihr Leben der Friedensarbeit für diesen großen Unruheherd widmen. Bei diesem Besuch ist auch das folgende Gespräch entstanden.

Gespräch mit Joseph Abileah

Die Macht des Gewissens — ein Schlüsselerlebnis

Forest: *Joseph, du bist einer der Dauer-Läufer unter den Friedenskämpfern in Israel. Es fällt mir auf, daß jedermann, mit dem ich hier in Israel spreche, dich kennt, von deiner Kriegsdienstverweigerung aus Gewissensgründen weiß, von deiner Gewaltfreiheit und von deiner Hoffnung auf eine arabisch-jüdische Konföderation. Wie bist du zu dieser ungewöhnlichen Einstellung gekommen?*

Abileah: Mein Engagement für die Gewaltfreiheit entspringt einer Erfahrung, die ich vor vielen Jahren gemacht habe. Es war im Jahr 1936, als es hier in Palästina Unruhen gab und die Lage für jedermann sehr gefährlich war. Die Juden waren gefährdet, die Araber waren gefährdet. Ich befand mich auf einem Ausflug auf arabischem Gebiet. Eines Morgens sah ich mich plötzlich auf freiem Feld einer Gruppe Menschen gegenüber; anscheinend waren es Moslems. Wir hatten ein kurzes Gespräch. Als sie merkten, daß ich jüdischer Herkunft war, sagten sie, sie müßten mich töten, weil ihnen befohlen sei, jeden Juden zu töten, der ihnen begegnete. Ich sagte: «Wenn das eure Pflicht ist, dann müßt ihr es tun. Ich bin in eurer Hand.» Ich verstehe ganz gut Arabisch, so verstand ich auch, was sie unter sich sprachen. Einer machte den Vorschlag, mich in einen Brunnen zu werfen. Als ich das hörte, fragte ich ganz ruhig, wo dieser Brunnen sei und ging dann in diese Richtung. Als ich dort war, umringten mich die Leute, die mir nachgefolgt waren, und ich stand da, vor dem offenen Brunnen. Aber da war nicht einer, der das Herz hatte, mich hineinzustoßen. Es war eine schwierige Lage. Sie wollten mich nicht freilassen, weil sie sonst gegen ihre Pflicht verstoßen hätten. Aber keiner wollte der erste sein, etwas zu tun, von dem ihm sein Gewissen sagte, daß es falsch sei. Endlich fiel ihnen ein Ausweg ein. Sie machten mich — pro forma — zu einem Moslem, und dann ließen sie mich frei.

Später dachte ich über die ganze Situation nach und über die Mentalität dieser Leute. In dem Augenblick, als sie handeln wollten, meldete sich ein Instinkt — es war kein autoritativer Befehl, der sie leitete. Ich erkannte etwas, was ich später in anderen Philosophien las: «das von Gott» in unserem Herzen, den göttlichen Funken, der uns erleuchtet und unser Handeln bestimmt.

Als ich auf diese Weise gerettet wurde, wurde mir bewußt, wie nutzlos und sinnlos Waffen für die Verteidigung sind. Wenn ich in dieser Lage einen Revolver gehabt hätte, würde ich vielleicht einen der Leute getötet haben — aber es waren ihrer dreißig — und dann wäre ich sicher auch getötet worden. Hätte ich nur den geringsten Wi-

derstand gezeigt, so hätten sie mich getötet. Meine Art der Reaktion, die damals ganz instinktiv war, hat mir seither schon mindestens zehnmal das Leben gerettet.

Kriegsdienstverweigerer in Israel

Forest: *Kriegsdienstverweigerer aus Gewissensgründen gibt es in Israel nicht viele. Du warst einer der ersten. Wie ist das gekommen?*
Abileah: Während des Zweiten Weltkriegs gab es hier keine allgemeine Wehrpflicht, weil wir keine britischen Bürger waren. Die Briten hatten kein Recht, uns einzuziehen. Aber die Oeffentlichkeit übte Druck aus, damit wir uns freiwillig zur Jüdischen Brigade meldeten, die mit dem britischen Heer zusammen gegen Hitler kämpfte. Es gab auch einen wirtschaftlichen Druck, aber das machte mir nichts aus, denn ich war Musiklehrer und hatte meine Schüler.

Durch meine Erfahrungen in den dreißiger Jahren wußte ich, daß man durch Gewalt nichts ausrichtet. Der Nazismus in Europa war großenteils eine Folge des rachsüchtigen Vertrags von Versailles. Ich sah keine Möglichkeit, ihn durch Gegengewalt endgültig zu überwinden, nicht einmal bei einem solchen Ungeheuer wie Hitler. Deshalb weigerte ich mich, zur Armee zu gehen. Als Leute in mein Haus in Haifa kamen, mich bedrohten und mich zwingen wollten, floh ich zu meinem Onkel nach Jerusalem und blieb eine Weile dort. Ich erinnere mich, wenn ich mich in Jerusalem um eine Arbeit bewerben wollte, saßen in jedem Büro Juden in Schlüsselstellungen und fragten: «Haben Sie Ihren Militärdienst schon abgeleistet?» Wenn ich verneinte, sagten sie: «Nein, wir haben keine Arbeit für Sie!» Schluß. Dann aber geschah etwas in Haifa: Ein Mann wurde zu Tode geprügelt.
Forest: *Warum wurde er geprügelt?*
Abileah: Weil er sich nicht freiwillig gemeldet hatte. Er wurde von Juden geprügelt und starb später an seinen Verletzungen. Darauf schlossen die Briten die Wehrerfassungsämter. Sie sagten, es sei nicht erlaubt, Zwang anzuwenden. So konnte ich wieder nach Haifa zurückkehren.

Das war im Zweiten Weltkrieg. Dann, 1947, fingen sie an, eine Armee aufzustellen, noch ehe der Staat gegründet war. Das war illegal, geschah aber schon im Hinblick auf die Staatsgründung. Ich verweigerte. Nachher, als der Staat gegründet und das Gesetz erlassen war, mußte ich mich vor Gericht verantworten, weil ich dem Gesetz nicht Folge leistete. Ich war damals 32 Jahre alt und zum vollen Militärdienst verpflichtet.
Forest: *Wie war die Gerichtsverhandlung?*
Abileah: Ich sagte zu meinen Richtern: «Erwarten Sie von mir, daß ich meine Schulkameraden umbringe, mit denen ich auf der gleichen

Schulbank gesessen habe? Das werde ich nicht tun. Lieber gehe ich ins Gefängnis.»

Die Richter sagten: «Sie bleiben also zu Haus, und andere Leute verteidigen Sie und Ihre Familie?» Ich sagte: «Nein, sie verteidigen nicht mich und meine Familie. Das können sie gar nicht; sie verteidigen ja nur eine Institution, welche man Staat nennt. Der Staat ist gegründet worden, um mir Sicherheit zu geben und hat versagt. Der Staat kann mir keine Sicherheit geben. Nicht nur der Staat Israel kann das nicht; kein einziger Staat der Welt kann heutzutage das Leben seiner Bürger schützen.»

Das sagte ich vor dreißig Jahren zu meinen Richtern. Wenn sie mich heute vorladen würden, könnte ich meine Worte von damals statistisch beweisen. Von allen Toten des Zweiten Weltkriegs waren 47 Prozent Zivilisten. In Korea waren es schon 84 Prozent und in Vietnam sogar 90 Prozent. Statistiken von neueren größeren Auseinandersetzungen — es sind viele Kriege im Gang — zeigen auch, daß nur einer von zehn getöteten Personen ein Soldat ist. Wie können wir dann behaupten, daß die Soldaten die Bevölkerung verteidigen?

Forest: *Wie hat der Gerichtshof deinen Fall entschieden?*

Abileah: Sie wollten keinen Präzedenzfall schaffen, damit nicht andere Leute auch Kriegsdienstverweigerer aus Gewissensgründen werden konnten, aber sie wollten mich auch nicht zum Militärdienst zwingen. Deshalb boten sie mir einen Ersatzdienst bei der Armee an. Als ich das hörte, sagte ich: «Hören Sie, wenn ich den Krieg als ein Verbrechen ansehe, dann wäre das gerade, wie wenn zwei Diebe gemeinsam einen Diebstahl begehen. Einer bricht ein, während der andere an der Straßenecke auf die Polizei aufpaßt. Ich will auch nicht der Komplize sein, der auf die Polizei aufpaßt, denn dieser Aufpasser ist mitschuldig. Selbst wenn Sie mich nur an ein Telephon in einem Büro setzen würden und ich einen Anruf vermitteln müßte, daß irgend jemand schießen sollte, so würde dieser Anruf nicht vermittelt.» Da sagten sie unter sich: «Besser, wir haben diesen Kerl nicht in unserem Heer, aber wir können der Oeffentlichkeit doch auch nicht sagen, daß wir ihn laufen ließen.» Deshalb schickten sie mich zu einer ärztlichen Untersuchung bei der Armee. Dort hatten sie Anweisung, mich untauglich zu erklären. Als ich dorthin kam, sagte der Arzt, der das Dokument zu unterschreiben hatte: «Aha, das ist Abileah», und ohne weitere Umstände schrieb er «untauglich». Als ich das sah, warf ich meine Freistellung in den Papierkorb.

Nach acht Jahren wurde ich wieder zu einer Untersuchung einberufen. Ich stellte zwei Bedingungen in einem Brief an das Wehrerfassungsamt Haifa und einer Kopie an den Oberkommandierenden: Erstens verweigere ich jeden Militärdienst, wie ich es schon vor acht

Jahren getan habe. Zweitens verlange ich eine objektive Untersuchung und kein solches Affentheater. Und dann sagte ich: Ich bin bereit, der Gesellschaft und dem Lande, in dem ich lebe, als Zivilist zu dienen. Ich kann Straßen bauen, Wälder aufforsten oder in einem Kibbutz arbeiten. Aber ich werde niemals einen Dienst in der Armee tun, und ich werde keine Uniform anziehen. Dieses Mal untersuchten sie mich sehr gründlich. Es dauerte zwei Monate, mit allen Arten von Röntgenaufnahmen und Tests. Ich hatte sogar einen Vorteil davon, denn sie fanden ein paar Mängel, die Beachtung verdienten. Ich brauchte eine andere Brille und sonst noch einiges. Zum Schluß fanden sie, daß ich tauglich sei und sagten: «Jetzt müssen Sie einrücken.» Und ich sagte: «Nein. Ich habe damals verweigert, und ich verweigere auch heute.» Auf dem Wehrerfassungsamt wußten sie nicht, was sie tun sollten. Du kannst dir vorstellen, jeder wollte die Akte abschließen und die Sache endlich loswerden. So entschlossen sie sich, mir einen Aufschub zu gewähren. Nach einem Jahr, als er abgelaufen war, schickte ich das Papier zurück. Er wurde erneuert. So ging es siebzehn Jahre lang, bis ich die Altersgrenze überschritten hatte.

Die Tragödie des Teilungsbeschlusses der UNO

Forest: *Wann hast du damit angefangen, dich für eine Konföderation als Lösung für die Nahostprobleme einzusetzen?*
Abileah: Im Sommer 1947, als Zeuge beim United Nations Special Committee on Palestine (UNO-Sonderkommission für Palästina) in Jerusalem, widersetzte ich mich ganz entschieden dem Teilungsplan. Ich gehörte zur Ihud-Gruppe, der eine binationale Lösung für den westlichen Teil des Jordan, das Gebiet, das heute Palästina genannt wird, vorschwebte. Ich war der Ansicht, wir müßten eine gemeinsame Lösung für beide Ufer des Jordan finden. Als wir noch unter britischer Mandatsregierung standen, hatte ich das Jordan-Gebiet häufig bereist, deshalb kannte ich die geographische Lage genau. Das Land ist wegen der Wüste wirtschaftlich nicht existenzfähig. Im Gegensatz zur syrischen Wüste, welche einen sehr fruchtbaren Boden hat, dem nur die Bewässerung fehlt, ist diese Wüste ganz versalzt. Es wächst dort überhaupt nichts. Es gibt auch keine Oelvorkommen. Es ist unmöglich, jenseits des Jordan an eine wirtschaftliche Entwicklung zu denken. Eine solche Region, die nur aus einem schmalen Streifen Land besteht, der bewässert und kultiviert werden kann, muß notwendig freien Zugang zu den Mittelmeerhäfen haben. Dies ist nur durch eine Art von Union zu erreichen.
Forest: *Es scheint mir, diese grundlegende Idee gilt immer noch.*
Abileah: Ja, gewiß. Damals sprach ich noch nicht von einer Konföderation, aber Ralph Bunche, der Sekretär der UNO-Kommission,

schrieb in seinem Bericht an die Generalversammlung der Vereinten Nationen über eine Stellungnahme der Minderheit, worin die Idee einer Konföderation enthalten war. Es war nicht meine ursprüngliche Idee, aber er hat Argumente von mir und anderen übernommen.

Im Jahr 1970, bei den Vereinten Nationen, traf ich Bunche wieder. Er sagte zu mir: «Ich erinnere mich sehr wohl an Ihren Antrag. Wir hätten nicht die Teilung beschließen sollen bei den Vereinten Nationen.» Aber es war ein Mehrheitsbeschluß. Es ist leider geschehen. Es ist eine Tragödie.

Von 1948, als der Staat gegründet wurde, bis 1967 hatten wir keinen Zugang zum Westufer. Während dieser Jahre arbeitete ich, oft zusammen mit andern, gegen Bürgerrechtsverletzungen an Minderheiten. Natürlich beschäftigte mich auch meine Kriegsdienstverweigerung aus Gewissensgründen, und ich stand auch anderen Verweigerern im Lande bei. Nach dem Krieg von 1967 und der Besetzung des Westufers konnte ich dort wieder arabische Freunde treffen, und wir fingen an, über die zukünftigen Möglichkeiten zu sprechen. Damals reifte diese Idee einer Konföderation in mir.

Israelischer Nationalstaat unterdrückt Minderheiten

Forest: *Hat die Oeffentlichkeit mitunter kritisch auf deine Einstellung reagiert? Gab es Zeiten, wo dich dein Engagement in Lebensgefahr brachte?*

Abileah: Ich hatte besonders große Schwierigkeiten, als ich 1970 zu den Vereinten Nationen ging, um der Menschenrechtskommission einen Bericht über die Administration der West-Bank zu überreichen. Damals erklärte die Regierung von Israel offiziell, sie würde nicht mit der Kommission zusammenarbeiten. Während meiner Abwesenheit stand es in den Zeitungen. Meine Frau bekam bösartige Telephonanrufe und hatte Angst auszugehen. Ich sagte bei den Vereinten Nationen in New York: Wenn es sich um Menschenrechtsverletzungen handelt, ist man zuerst der Menschheit und dann erst seiner Regierung verpflichtet. Ich komme, um dafür zu zeugen. Das wurde in den Zeitungen abgedruckt, und die Leute respektierten es. Der Berichterstatter hat seine Sache gut gemacht. Er sagte, es sei mir gelungen, die Angriffe anderer Leute auf den Staat Israel zu mildern, weil ich das Vertrauen der Kommission genieße. Nachdem dieser Artikel erschienen war, wagte niemand mehr etwas gegen uns zu sagen. Diejenigen, die meine Familie bedroht hatten, verschwanden wie Mäuse in ihren Löchern.

Forest: *Es scheint mir, daß eines der großen Probleme ist, daß wir um der Gerechtigkeit willen, oder weil wir von irgendwelchen besondern Greueltaten gehört haben, zuvor Demonstrationen und Pro-*

teste organisieren, oft aber nicht sorgfältig genug alle Fakten untersuchen und nicht alle Seiten hören, wie wir doch sollten. Denn das kostet viel Zeit und Aufmerksamkeit, ist allerdings nicht so wirkungsvoll wie Demonstrationen und Proteste.

Abileah: Es kommt drauf an, wie man die Sache angeht. Ungerechtigkeiten sollte man nicht ohne Protest lassen. Aber, wie ich der Menschenrechtskommission der Vereinten Nationen gesagt habe: Solange wir im Nahen Osten Nationalstaaten haben, wird Ihrer ehrbaren Kommission die Arbeit nicht ausgehen. Denn in einem Nationalstaat, wo man eine Mehrheit und eine Minderheit hat, muß man die Minderheit — besonders bei Verhältnissen, wie sie in unserem Lande herrschen — immer unter Kontrolle halten. Es ist eine Art «Irredenta»-Situation. Der Name kommt von den Italienern in Oesterreich, welche der italienischen Regierung die Treue hielten und danach strebten, daß ihre Gebiete an Italien zurückgegeben werden sollten. Auch hier haben wir Minderheiten mit einer Loyalität gegenüber Ländern und Völkern jenseits der Grenze, in feindlichen Staaten. Und so macht man Gesetze, um diese Minderheiten in Schach zu halten. So etwas nenne ich Diskriminierung. Wenn Menschen das Gefühl haben, daß sie Staatsbürger zweiter Ordnung sind, werden sie verbittert und noch mehr gegen den Staat eingenommen, in dem sie leben. Und dann muß man, um sie unter Kontrolle zu halten, noch strengere Gesetze erlassen. Es ist ein Teufelskreis. Deshalb habe ich der Menschenrechtskommission gesagt: Es fehlt den Israelis nicht am guten Willen. Wir sind gezwungen, so zu handeln, weil wir ein Nationalstaat geworden sind, der uns dazu zwingt. Wir sind nicht schlimmer als andere Länder, vor allem als solche in einer «Irredenta»-Situation.

Konföderation als Lösung des Nahost-Konflikts

Forest: *Aber trotz deiner vielfältigen Bemühungen schein dir doch die Konföderation am meisten am Herzen zu liegen.*

Abileah: Das Hauptziel meiner Bemühungen ist die Schaffung eines politischen Modells, das allen Bürgern gerecht wird. Und das ist nur in einer Konföderation möglich. Stell dir vor: Vom Mittelmeer bis zum Rand der Wüste, wo die Römerstraße ist, sind es weniger als 150 Kilometer. Auf solch einem kleinen Gebiet mit so wenig Naturschätzen und Produktionsmöglichkeiten drei souveräne Nationalstaaten zu schaffen, läuft jeder Logik zuwider. Das kann nicht gut gehen. Wenn wir uns jedoch zusammentun, so können wir eine wirtschaftliche Einheit bilden und uns aus beiden Machtblöcken, West und Ost, heraushalten. Das können wir zur Zeit nicht, denn wir sind abhängig, wirtschaftlich und militärisch.

Ich besprach mich einmal in Washington mit den Rechtsberatern verschiedener Senatoren. Einer von ihnen fragte mich: «Warum wollen Sie eine Konföderation? Gründen Sie einfach einen Palästinenserstaat, dann können die drei Staaten in diesem Gebiet Handels- und Wirtschaftsverträge miteinander abschließen.» Ich hatte nicht gleich eine Antwort bereit, aber ich hätte sagen sollen: Warum haben Sie die Vereinigten Staaten? Warum brauchen Sie eine Regierung in Washington? Sie könnten 50 verschiedene Staaten haben, und diese könnten Verträge untereinander abschließen.

In Amerika dauerte ja der Kampf acht Jahre, von 1770 bis 1778, bevor sie eine Föderation gründeten. Und hier müssen wir auch mit unseren Ueberlegungen einsetzen und die Vorteile nachweisen. Es geht freilich nur um eine K o n föderation. Im Gegensatz zu einer Föderation ist eine Konföderation ein loseres, dezentralisierteres Gebilde.

Forest: *Aber für viele Juden ist die Existenz des Staates Israel das Hauptanliegen ihres Lebens. Sie haben dafür gelitten, sie haben ihr Leben dafür eingesetzt, sie haben Geld gegeben, sie haben gebetet. Alle ihre Gedanken und Sorgen sind auf diesen Staat ausgerichtet. Er ist ihnen so wichtig wie ihre Familien, vielleicht noch wichtiger. Bei den Palästinensern ist es nicht anders. Sie brauchen einen Palästinenserstaat. Wie willst du von diesen hochgradig nationalistischen Gesinnungen zu einer Konföderation kommen?*

Abileah: Sie glauben immer noch, solche Nationalstaaten könnten ihnen eine gewisse Sicherheit bieten. Ich sage ihnen dasselbe wie vor dreißig Jahren vor Gericht: So etwas ist heute unmöglich, und nicht nur für Israel. In einem Nationalstaat kann niemand das Leben seiner Bürger schützen. Wenn die Welt um das Jahr 2 000 immer noch aus Nationalstaaten besteht, denn solche Strukturen passen nicht mehr zu der rapide wachsenden internationalen Verflechtung der Menschheit.

Der zweite Grund für die Einstellung des jüdischen Volkes zum gegenwärtigen Staat ist die Hoffnung, daß er ihre Kultur erhalten wird. Doch unsere kulturelle Identität kann auch in einer Konföderation gewahrt werden. Schau dir doch die Schweiz an, wo Französisch, Deutsch und Italienisch sprechende Menschen ihre Traditionen, ihre Sprachen und ihre eigene Kultur seit Jahrhunderten bewahren. Wenn unsere Kultur stark genug ist, wird sie auch in einer Konföderation fortleben. Wenn sie es nicht ist, kann sie auch im gegenwärtigen Staat nicht fortbestehen. Viele Juden, die ihre Religion in fremden Ländern noch praktizierten, vernachlässigen sie hier; denn sie sagen, die Religion sei ein Band gewesen, das sie zusammenhielt, als sie in der Diaspora waren, «aber hier sind wir in einem Land vereint und brauchen die Religion nicht mehr».

Dieser kulturelle Gesichtspunkt wird erst dann wieder lebendig,

wenn wir Frieden haben werden. Zur Zeit aber ist das Sicherheitsproblem wichtiger und dringender.
Forest: *Könntest du genauer erklären, wie eine solche Konföderation aussieht?*
Abileah: Ich möchte mich zuerst auf ein Modell beziehen, das Daniel Elazar, der Leiter des Instituts für föderative Studien in Jerusalem, vorgeschlagen hat. Es handelt sich um eine Einteilung in Kantone nach Schweizer Muster. Die Mitgliedstaaten würden jüdisch oder arabisch sein, je nach der Zusammensetzung der Bevölkerung. Wo mehr Juden sind, entsteht ein jüdischer Mitgliedstaat, wo mehr Araber sind, ein arabischer. Einige sollten gemischt sein. Aber Professor Elazar schlägt vor, zwei Drittel jüdische und ein Drittel arabische Mitgliedstaaten zu bilden. Er möchte sich selbst durch eine Mehrheit schützen, und das ist nicht gut. Wir müssen das Prinzip der Parität von Anfang an respektieren. Nur durch Parität können zwei wichtige Fragen gelöst werden, die Frage der jüdischen Einwanderung und die der Rückkehr der arabischen Flüchtlinge. Andernfalls würden sich die Araber der jüdischen Einwanderung widersetzen, aus Furcht vor einer jüdischen Mehrheit, und die Juden würden sich einer unbegrenzten Rückkehr arabischer Flüchtlinge widersetzen, aus Furcht vor einer arabischen Mehrheit. Wir brauchen das Prinzip der Parität, um diese beiden Aengste zu beseitigen.

Die Bergpredigt — eine gemeinsame Wurzel von Judentum und Christentum

Forest: *Joseph, zum Schluß möchte ich dich noch etwas fragen: Wie hältst du es mit der Religion? Es scheint mir, Nationalismus und religiöser Glaube geben im allgemeinen eine schlechte Verbindung ab, und je mehr uns die Gegenwart Gottes bewußt wird, desto durchsichtiger werden die Grenzen. Pazifisten haben oft ein religiöses Motiv, ein Gefühl für die Gegenwart Gottes, überall, besonders aber in den menschlichen Wesen. Es wird sehr schwer sein, jemanden zu töten, wenn man sich an den Gedanken gewöhnt hat, daß Gott in ihm ist, selbst in einem, den wir Feind nennen. Das ist die Wurzel meiner eigenen christlichen Tradition.*
Abileah: Und es ist auch die Wurzel des Judentums. Wir finden viele pazifistische Grundregeln in unseren Quellen, und die Bergpredigt ist, wie ich glaube, die Summe von ihnen allen.
Forest: *Ein befreundeter Rabbiner aus dem amerikanischen Versöhnungsbund erinnerte mich daran, daß Jesus ein guter Jude war, daß seine ethischen Lehren nicht neu sind.*
Abileah: Durchaus nicht. Sie sind die Summe von Ideen, die zu seiner Zeit schon lebendig waren. Darum ist es für mich nicht schwierig,

die Bergpredigt anzunehmen als Richtlinie für das Judentum, das ich praktiziere. Wenn andere mich nach meiner Religion fragen, antworte ich: Ich versuche, die jüdische Ethik so zu leben wie die ersten christlichen Gemeinden.

Forest: *Also befindest du dich mit deinem Leben an einer Kreuzung.*

Abileah: Ich versuche das zu leben, was ich für vollkommenes Judentum halte. Es reicht bis zu unseren Wurzeln. Und ich hoffe, daß die Christen auch zu ihren Wurzeln zurückkehren werden. Dort können wir uns treffen.

(Aus dem Englischen übersetzt von Heidi und Georg Wolfgang Schimpf)

MAX DOHNER

Die Kirche in Nicaragua

Das Wunder von Cuapa oder die Angst vor dem Atheismus

In Cuapa, einem kleinen Dorf im Osten Nicaraguas, geschehen zur Zeit sehr seltsame Dinge. Die Gegend gleicht in ihrer Armut anderen Distrikten des Landes, unterscheidet sich jedoch durch ein frischeres Klima und eine malerisch-anmutige Landschaft. Die Bewohner sind vorwiegend Bauern und kleinere Handwerker. Einer davon lebte seit vielen Jahren zurückgezogen und still in einer Hütte am Rande der Gemeinde. Bis zu jenem Tage, den er heute, verzweifelt und seines Friedens beraubt, am liebsten ungeschehen machen möchte. Damals hatte er sich aufgemacht zu einer Reise nach Managua, der Hauptstadt, und dort allen, die es wissen wollten, verkündet, die Heilige Jungfrau sei ihm erschienen und habe ihm aufgetragen, sein Volk mit der Botschaft der Liebe zu konfrontieren, damit es in dieser schwierigen Zeit zusammenhalte und alle kleinmütigen Händel vergesse.

Seither kennt Cuapa keine Ruhe mehr. In Massen reisen die Pilger heran, wandern singend und betend übers Feld, bringen Behinderte und kranke Kinder mit. Sie rissen innerhalb 24 Stunden den Baum in Stücke, bei dem angeblich Maria sich gezeigt habe, um eine Reliquie mit nach Hause zu tragen, wie einen Segen. Das Radio hat sich installiert, die Zeitungen berichten fast täglich davon, und Bruder Bernardo, der Bauer, ist es schon lange müde, die ganze Geschichte wieder und wieder zu berichten.

Diese Ereignisse, vor allem aber ihre Folgen in der Oeffentlichkeit werfen ein Licht auf die Situation der Kirche in Nicaragua. Wichtiger als die Frage, ob es sich um die Einbildung eines vereinsamten alten Mannes handle, die in eine entzückte Massenhysterie ausgeartet